

Kostet der Shutdown die Künste das Leben?

ESSAY Warum wir in Corona-Zeiten um eine diverse und plurale Kultur kämpfen müssen

Von Stefan Lüddemann

OSNABRÜCK Mitten in Schlamm und Dreck, unter Pulverdampf und Kugelgeschwirm schwört Johann Wolfgang Goethe einen seltsamen Schwur. „Ferner wollt ich mich über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein, was auch auf der Bühne vorgehe“, legt der Dichter am 1. Oktober 1792 sein „neckisches Gelübde“ ab. Es gilt für den Fall, dass er aus dem Krieg gegen das revolutionäre Frankreich heil und gesund wieder nach Hause zurückkehrt. Was der Dichterstürm in seiner „Campagne in Frankreich“ notiert, geht mir heute, etwas abgewandelt, wieder durch den Kopf. Mitten in der Corona-Krise denke ich: Ich will nie wieder über eine mittelmäßige Theateraufführung lästern, wenn ich nur bald wieder im Parkett sitzen und den Vorhang sich heben sehen könnte. Aber die Häuser sind dicht, der Kulturbetrieb atmet nur noch schwach.

Der Shutdown erzwingt eine gespenstische Stille, gerade in der Kultur. Der Shutdown bremst nicht nur brutal ab, er schärft auch unser Bewusstsein für den Wert dessen, was nun fehlt. Die Kultur ist mehr als ein diffuses Grundrauschen unserer Gesellschaft, sie ist ihr Erlebnisraum, ihre Arena für Kommunikation, ihr Sinnproduzent. Kultur orientiert, Kultur verbindet. Was uns als Worthülse kulturpolitischer Sonntagsreden schal und abgenutzt vorkam, dringt nun wie eine neu erkannte Wahrheit schmerzhaft klar ins Bewusstsein. Kultur ist kein Feiertagsvergnügen, sondern Programm des gemeinsam geteilten Bewusstseins. Deshalb singen sich Menschen in Italien von Balkon zu Balkon zu, deshalb flöten, geigen, klampfen Deutschlands Hobby Musiker kollektiv Beethovens „Ode an die Freude“, oder sorgen als Leserschaft dafür, dass der Roman „Die Pest“ von Albert Camus vergriffen ist, obwohl die Buchhandlungen geschlossen sind.

Aber nun müssen wir um die Kultur Angst haben. Es geht um mehr als um die Sorgen und Nöte der Unterhal-



Ortlos, arbeitslos: Mitten in der Corona-Krise sucht auch die Kultur ihre Zukunft. Im Bild: Simon Höneß, Pianist, spielt auf seinem Rollklavier mitten auf der Straße. Der Mainzer Pianist hat gerade viel Zeit – alle Auftritte bei Unternehmen oder privaten Festen sind abgesagt. Foto: dpa/Andreas Arnold

tungsindustrie als einer Branche unter vielen, die der Stopp des öffentlichen Lebens nun in die Knie zwingt. Wir müssen uns fürchten vor der rabiaten Rodung im Garten der Kultur.

Kollaps der Netzwerke

In dem Wort steckt mit dem lateinischen *colere* der Verweis auf eine Pflege, die in der lateinischen Antike zunächst dem Landbau galt und erst später den Künsten. Kultur wächst langsam, ist aber schnell zerstört, sie lebt von der Vielfalt, stirbt jedoch mit der Monotonie. Deshalb müssen uns die Existenzforscher der freien Schauspieler, der Tontechniker und Kameraleute, der Autoren und Maler, der Tänzer und Musiker in höchstem Maße beunruhigen. Mit den Jobs droht auch der Kollaps kollektiver Netzwerke, der Abbruch unverwechselbarer Karrieren, der Verlust wertvollen Wissens. Die von Kulturstaatsminis-

terin Monika Grütters angekündigten Hilfen für Künstler und Kulturmacher sichern im besten Fall nicht nur wirtschaftliche Existenzen, sie erhalten auch ein Kapital der Kreativität, auf das unsere Gesellschaft nicht verzichten kann.

Ein Virus lehrt uns nun zu erkennen, was Kultur eigentlich ausmacht. Sie verwirklicht sich mehr in dem fein gesponnenen und weit verzweigten Netz der vielen Akteure, Macher, Programmierer als in den einsam thronenden Stars oder der Skyline berühmter Häuser. Kultur, das ist nicht die Intelligenz diffuser Schwärme oder kalter Systeme, sondern die Intelligenz der Menschen mit ihren Fertigkeiten und Praktiken. Sie lehrt, wie es der Zukunftsforscher Matthias Horx formuliert hat, das „Vertrauen ins Gesellschaftliche“.

Das Wissen der Kultur steckt nicht allein in klugen Köpfen, es verwirklicht sich

über instruierte und geübte Körper. Kultur ist ohnehin immer körperhaft. Das lernen wir neu in dem Augenblick, in dem wir keine Schauspieler mehr auf der Bühne agieren, keinen Bildhauer mehr arbeiten sehen, keine Musiker mehr live einen Ton erzeugen hören, überhaupt nichts mehr zu schauen, zu spüren, zu ertasten haben. Wenn Kultur fehlt, werden die Sinne taub. Das Denken auch, denn es nährt sich von der Erfahrung des Konkretes.

Mit dem Shutdown ist Kultur bedroht. Entsprechend schnell werden dieser Struktur jetzt die digitalen Beipässe gelegt. Kulturmacher weichen ins Netz aus. Überall wird gefilmt, gestreamt, getikett. Aus vielen dieser Provisorien werden neue, auf Dauer gestellte Formate erwachsen. Das lässt sich schon jetzt ablesen. Das wird mit den Präsentationsweisen die ästhetischen Sprachen und

die Publikumskreise verändern. Zugleich müssen wir neu über das Geld reden. Kulturelle Arbeit muss, ebenso wie die Leistung in sozialen Berufen, besser bezahlt werden. Was sollen Spitzengagen für wenige Stars, was irrwitzige Verkaufsrekorde für Kunstwerke? Die Jagd nach Rekorden erscheint ebenso nutzlos wie das Primat einer Kulturökonomie, deren kalte Weisheit lautet: The Winner takes it all.

Weg mit dem Trash

Aber auch sonst wird diese Krise der Kultur vieles verändern. Wir werden Trash und leeres Entertainment an die Seite schieben. Wir werden wieder dicke Bücher lesen, mehr blättern als wischen, uns unterhalten, statt bloß zu kommunizieren, wir werden der geduldigen Wahrnehmung Raum geben. Wir werden die Idee des second screen verabschieden, die künstlerische Produktion

über das industrielle Produkt stellen. Wir werden wieder mehr staunen und uns wundern. Coolness wird out sein, Zynismus ohnehin.

Müssen wir deshalb alles gut finden, was uns angeboten wird? Nein, denn es könnte sogar sein, dass echte Kritik als Debatte über Kunst und nicht über Stars oder Geld eine neue Konjunktur erleben wird. „Auf ins Ungeheure“, gibt jetzt Ulrike Groos, Direktorin des Kunstmuseums Stuttgart, in ihrem Youtube-Video der Zeit nach Corona die Losung vor.

Sehen wir uns nach dieser Zukunft. Ich sehe mich nach dem kulturellen Neubeginn. Wie wäre es mit brandendem Applaus, nicht als Akklamation, vielmehr als Geräusch, das viele gleich gestimmte Menschen in einem Raum gemeinsam erzeugen. Ich weiß genau, dass ich es genießen werde – wie den Platzregen nach staubiger Dürre.

SAMSTAG IM TV Faszinierend

Unser Universum, 20.15 Uhr **arte**

Von Frank Jürgens

In seinem Dreiteiler über „Unser Universum“ schickt Filmautor Adam Luria seine Zuschauer auf eine äußerst faszinierende Zeitreise, findet unser Autor.



Lange Zeit glaubten die Menschen, die Erde sei eine flache Scheibe. Darüber wölbe sich eine Himmelskuppel. Und wer so frech sei, sich an den Rand hinter dem Horizont zu begeben, der fiele halt hinunter. Selbst schuld! Aber es gab auch schon in der Antike erkenntnistheoretische Ansätze, die der modernen Wissenschaft Vor-schub leisteten – wenn auch erst viel später.

Die dreiteilige Dokumentation über „Unser Universum“ bietet einen äußerst faszinierenden Blick auf die Kulturgeschichte der Astrologie und Astronomie zwischen Mythologie und Wissenschaft. Dank dieser kulturhistorischen Herangehensweise entwickelt sich ein spannendes Gesamtbild über menschliches Erkenntnisinteresse vor dem Hintergrund der jeweiligen Möglichkeiten. Aber auch die Einsicht, dass wir noch lange nicht alles wissen.

Wertung: ★★★★★☆

PERSÖNLICH

An Corona gestorben



Mark Blum, New Yorker Film- und Theaterschauspieler, ist mit 69 Jahren an den Folgen von Covid-19 gestorben. Seine Infektion mit dem neuen Coronavirus habe zu Komplikationen geführt, denen der Darsteller schließlich erlegen sei, teilte die Schauspielergewerkschaft Screen Actors Guild mit. Blum wurde mit Filmen wie „Desperately Seeking Susan“ und „Cocodile Dundee“ bekannt. Er spielte in dem New Yorker Off-Broadway-Theater „Playwright Horizons“, das auf Twitter der Trauer der Kollegen Ausdruck verlieh: „Danke für alles, was du für unser Theater gemacht hast, Mark“, heißt es. „Wir werden dich vermissen.“ Foto: dpa

KOMPAKT

Bolschoi-Theater zeigt Ballett online

MOSKAU Das weltberühmte Bolschoi-Theater in Moskau zeigt bis zum 10. April gleich mehrere seiner stets ausverkauften Ballett- und Opernaufführungen erstmals überhaupt im Internet. Zum Start stand am Welttheatertag am Freitagabend „Schwanensee“ auf dem Programm des Youtube-Kanals des legendären russischen Staatstheaters. Heute folgt der Kassenschlager des Spitzenballetts – „Dornröschen“. Start ist jeweils abends – mit 24 Stunden Abrufbarkeit. Bis zum 10. April gibt es auch „Nussknacker“ in einer historischen Aufführung sowie die Nationaloper „Boris Godunow“. dpa

Bob Dylan überrascht mit neuem Song

BERLIN Es gab schon begründete Zweifel, ob der wohl größte Songdichter aller Zeiten sich noch mal zu einem würdigen Alterswerk aufraffen kann – nun hat Bob Dylan (78) Hoffnungen auf einen späten Album-Geniestreich geweckt. Überraschend, quasi aus dem Nichts (und damit irgendwie typisch für ihn), hat der legendäre Musiker zunächst mal einen neuen Song veröffentlicht. Und was für einen: Mit fast 17 Minuten Laufzeit gehört „Murder Most Foul“ in der langen Reihe epischer Dylan-Lieder zu den ausuferndsten. Verbunden mit ungewohnt herzlichem Dank an seine treuen Fans, schrieb der exzentrische Musiker am Freitag auf seiner Webseite: „Hier ist ein unveröffentlichter Song, den wir vor einiger Zeit aufgenommen haben und den ihr interessant finden könntet.“

In „Murder Most Foul“ besingt der Literatur-Nobelpreisträger das mörderische Attentat auf den populären US-Präsidenten John F. Kennedy vor 57 Jahren – „Ein guter Tag zum Leben und ein guter Tag zum Sterben.“ dpa

Im Horrorkabinett der Militärtechnik

Göttinger Tatort fesselt mit einem beängstigenden und gar nicht mal unrealistischen Szenario

Von Joachim Schmitz

OSNABRÜCK Zeit wird's für die zweite Vorstellung des „neuen“ Niedersachsen-Tatorts. Fast 14 Monate ist es schon her, dass die Uhren neu gestellt wurden: Charlotte Lindholm (Maria Furtwängler), die jahrelang im ganzen (Bundes-)Land als LKA-Kommissarin Verbrecher gejagt hatte, musste aus disziplinarischen Gründen in Göttingen Anker werfen. Und traf dort auf die Kollegin Anais Schmitz (Florence Kasumba), ein weiteres Alpha-Weibchen. Am Ende des ersten Zusammentreffens war klar: Kolleginnen werden sie erst mal bleiben, Freundinnen aber werden sie so schnell nicht. Obwohl die eine der anderen das Leben rettet.

Der Tatort „Krieg im Kopf“ fängt an, wie andere Krimis aufhören. Mit einem Showdown. Nach wenigen Sekunden sehen wir Lindholm im Griff eines Kidnappers, der ihr im Präsidium ein Messer an die Kehle hält und wirres Zeug redet. Schmitz hat die Waffe auf die beiden gerichtet. Und muss sich entscheiden. „Es gibt keine Ruhe



Militärischen Geheimnissen auf der Spur: Die Göttinger Kommissarinnen Anais Schmitz (Florence Kasumba, links) und Charlotte Lindholm (Maria Furtwängler). Foto: NDR/Manju Sawhney

mehr. Nicht für mich“, brüllt der offensichtlich verwirrte Mann. „Die in meinem Kopf, die müsst ihr kriegen.“ Schmitz entscheidet sich. Und schießt. Tötet den Mann, der die ungeliebte Kollegin zu töten droht.

Regisseur Jobst Oetzmann zitiert im aufschlussreichen Info des NDR zu diesem Tatort einen der ganz Großen seiner Branche: William Wy-

ler, der mit „Ben Hur“ einen unsterblichen Hollywood-Klassiker schuf: „Man sollte einen Film mit einem Erdbeben beginnen und sich dann langsam zum Höhepunkt steigern.“ Das, so Oetzmann, habe man für „Krieg im Kopf“ eine Nummer kleiner probiert.

War der Mann mit dem Messer „nur“ psychisch krank? Oder war da mehr,

wie Lindholm vermutet. Benno Vegener hieß er, 41 Jahre alt, Hauptfeldwebel, verheiratet und Vater eines Kindes. Ein Auslandseinsatz in Mali hat ihn traumatisiert. Überall Stimmen hören lassen. Als die Kommissarinnen seine Wohnung checken, finden sie die Ehefrau tot in der Badewanne. Im Wohnzimmer hängen Fotos einer glücklichen Familie an der Wand. Der sechsjährige Sohn hat sich in einem Schrank versteckt.

Die Stimmen im Kopf werden zum Thema dieses Tatorts. Alle haben sie gehört. Alle, die in Mali waren, wo ein Einsatz furchtbar schief lief und sechs Bundeswehrsoldaten das Leben kostete. Hier liegt der Schlüssel zu diesem Fall. Plötzlich hört auch Anais Schmitz Stimmen in ihrem Kopf. Und der Krimi begibt sich an die Schwelle von Realität und Verschwörungstheorie.

Der vielfach ausgezeichnete Drehbuchautor Christian Jeltsch sagt von sich selbst, dass er Verschwörungstheorien liebe, weil sie für ihn als Autor ein Quell spannender Geschichten seien. Keine Theorien, sondern Fakten

steckte ihm allerdings ein Innoformant aus der militärischen Forschung. Es klinge alles nach Science-Fiction, sei aber die Realität, sagt Jeltsch zu seinem Stoff.

Regisseur Oetzmann hat das ausgesprochen spannend, zum Ende sogar fesselnd inszeniert. Nachgesehen sei es ihm und dem Autor, dass sie mit dem Assi Leon Ciaballa (Jonas Minthe) eine Art Erklärbares installierten, der den Kommissarinnen und somit auch dem Publikum Wissenswertes aus der militärischen Forschung referiert.

Das ist wirklich so bedrückend wie beängstigend und dürfte bei vielen Menschen die Skepsis vor der 5G-Technologie weiter wachsen lassen. Jobst Oetzmann trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er über seinen Film sagt: „Wir nehmen die Zuschauer mit auf eine Reise in das Horrorkabinett der Militärtechnik.“

Tatort: Krieg im Kopf. Das Erste, Sonntag, 20.15 Uhr.

Mehr Bilder zum Film am Sonntag auf noz.de/medien